

DAS LICHT VON TOTEN GESTIRNEN

Von Laurent Jouannaud

Die beiden Serien der Ausstellung mit Fotos von Knut W. Maron zeichnen sich durch gegenseitige Anziehung und Zurückweisung aus, sie widersetzen und ergänzen einander: Leben und Materie stehen sich hier gegenüber. Eine sonderbare Mischung aus Kalt und Warm. Den Betrachter verwirrt zudem die Tatsache, dass die Fotos mit einer menschlichen Abbildung genau das gleiche Format (60cm x 90cm), die gleiche Einfassung, die gleiche Intensität und Eleganz aufweisen wie diejenigen, auf denen Gegenstände abgebildet sind: so als ob belebte und unbelebte Materie ein und dasselbe wären. Wir befinden uns in einem sonderbaren Mausoleum. Es gibt auf der Welt weitaus mehr Gegenstände als Lebewesen, denn der Mensch ist in erster Linie ein *Homo Faber*, ein „Verfertiger“, der unablässig Werkzeuge herstellt. Knut W. Maron hat einige ausgewählte Objekte fotografiert und stellt ihnen allein die Gestalt einer alten Dame gegenüber. Diese Gegenstände umgeben, belagern sie, letzten Endes machen sie ihr jedoch den Hof. Der Fotograf hält diese Gegenstände merkwürdigerweise im Zaum. Durch Verfremdung, eine scharfe Bildeinstellung und strenge Bildkompositionen werden sie zu Kunstwerken. Knut W. Maron folgt mit seiner Vorliebe für klare Strukturen, präzise Formen, vertikale und horizontale Linien, Frontalität, vernetzte Strukturen, Serien usw. klar und deutlich seinem Lehrer Otto Steinert, der das Konzept der subjektiven Fotografie entwickelte: der Haken einer Kleiderschutzhülle im rechten Winkel zur Hängestange; Wäscheleinen kreuzen den Weg von Leitungsdrähten und Rohrleitungen; exakt an der Breite des Schrankfachs ausgerichtete Stapel mit zusammengelegter Kleidung; Fotorahmen, Bettpfosten, Bretter, eine Matratze und eine Tür bilden dichte quadratische Liniennetze; Kleiderbügel hängen dicht in einer Reihe auf der Stange eines offenen Kleiderschranks usw.

Durch das fortwährend gleiche Format der Bildeinfassungen entstehen bizarre Perspektiven: Der Schuhkarton ist plötzlich ebenso groß wie der Kleiderschrank; das kurze, am Herd hängende Kochutensil wirkt ebenso lang wie der Besen. Ordnung ist bei alledem der Grundsatz: Einige Kleidungsstücke sind ordentlich weggeräumt, andere hängen in der Waschküche auf der Leine. Leere und volle Konservengläser stehen getrennt voneinander. Ein Karton mit der Aufschrift „Bade-Schuhe“: Jeder Gegenstand hat seine Bestimmung, seinen Platz, seine Verwendung. Die Gegenstände haben allesamt ihre Würde bewahrt: Sie sind in die Tage gekommen, aus der Mode, aber man hat sie nicht weggeworfen. Sie sind durchaus noch brauchbar: Die elektrische Heizdecke wartet sorgfältig zusammengelegt auf den nächsten harten Winter; die Brotschneidemaschine steht – abgenutzt zwar, aber dennoch unverwüstlich – nach wie vor an ihrem Platz. Und die blauen und beigefarbenen Töpfe und Pfannen sehen künftigen Familientreffen völlig ohne Angst entgegen! Ebenso die Besen! Und auch die Kalender mit abgelaufenem Datum. Irgendwann gelten sie wieder, schließlich wiederholt sich der Rhythmus der Wochentage alle sieben Jahre. All diese Gegenstände waren von großem Nutzen, sie haben sich nichts zuschulden kommen lassen, sondern verdienen es, ungeachtet ihres Alters und ihrer Narben weiterzuleben. Deshalb räumt man sie ordentlich weg, hält sie instand, bewahrt sie auf. Dieser völlig zerschlossene, kranke, mitgenommen aussehende Wischlappen, er existiert noch. Wer würde es angesichts seiner Widerstandsfähigkeit wagen ihn wegzuwerfen? Fehlender Respekt vor Gegenständen wie auch vor Tieren ist das Markenzeichen einer entmenschlichten Gesellschaft. Diese Gegenstände hier sind hingegen treue Untertanen, die den Respekt und die Anerkennung ihrer Eigentümerin, Herrin, Meisterin verdienen, die sich im Übrigen gleichwohl hier bei ihnen im Raum aufhält. Sie werden sie zweifelsohne bis zu ihrem Tod und in ihren Tod begleiten.

Wir befinden uns jedoch in keinem Museum, sondern sind bei jemandem eingekehrt.. Knut W. Maron fotografiert einen sehr privaten Ort: Das Haus seiner Familie mit Terrasse und Garten. Von diesem Haus, in dem er gelebt hat, kann er nunmehr jedes Zimmer, jede einzelne Schublade inspizieren: Hier stillt zweifellos ein Erwachsener seine kindliche Neugier. Hier der Keller mit geheimnisvollen Handabdrücken an den Wänden, gleich uralten Felsmalereien. Und da, eine Marienstatue aus Kunststoff: An welche Pilgerfahrt mag sie wohl erinnern? Und dort, Ballettschuhe und Tüllrock, sicher noch von der großen Schwester; weiße Handschuhe, die von wer weiß welcher Feierlichkeit stammen. Da, etwas weiter, ein Schlüssel, der an der Wand hängt, ein weiterer in einer Schachtel; ein Korkenzieher; und dann diese Kaffeekanne unter ihrer Haube mit Stickverzierung; ein roter Lederpantoffel – alles Symbole aus dem Bereich der Psychoanalyse. Und einige dieser Gegenstände werden ihr Geheimnis niemals preisgeben, nicht uns, und vielleicht nicht einmal dem Fotografen.

Sie alle stammen aus vergangenen Zeiten, sind aus der Mode gekommen. Eher veraltet als gealtert. Etwas Vergleichbares wird heutzutage nicht mehr hergestellt. Die heutigen Gebrauchsgegenstände sind treulos, unzuverlässig: Frühzeitige Abnutzung, technische Mängel, mittelmäßige Qualität und fehlende Reparaturmöglichkeiten machen sie zu kurzlebigen Gütern. Nachkriegsware hingegen, das war noch solide Qualität! Beständig, langlebig und weitervererbbar.

Die postmoderne Gesellschaft wertet den Gebrauchswert von Gegenständen zugunsten einer zügellosen Produktion immer weiter ab. So kommt es, dass immer mehr Gegenstände hergestellt werden, die immer früher zu Müll werden, der unsere Erde, unsere Ozeane und unsere Luft erobert. Die vorliegenden Fotos hingegen zeigen eine Epoche, in der es gelang, ein ausgewogenes Miteinander von Produktion und Konsum, privater Sphäre und Umwelt im Gleichgewicht zu halten.. Knut W. Maron ist es mit seinen Fotografien gelungen, eine soziologische Realität festzuhalten: den Lebensstil der Mittelklasse im Nachkriegsdeutschland, der sich durch Sparen ohne Verzicht auf Komfort und durch maßvolles Geldausgeben auszeichnete.

Er zollt all diesen Gegenständen seine Anerkennung: Indem er sie zu Kunstwerken erhebt, nimmt er ihre Salbung vor. Die Zeiten, in denen sich die Fotografie unbedingt von der Malerei abheben wollte, sind damit vorbei, denn Knut W. Maron fordert durch Verweise auf Werke der Malerei mit viel Geschick das kunstgeschichtliche Gedächtnis des Betrachters heraus: Fotokunst und Kunstgeschichte vermischen sich. Im Laufe seiner Karriere als Fotograf hat Knut W. Maron im Übrigen zu keinem Zeitpunkt auf Ästhetik verzichtet, erinnert sei in diesem Zusammenhang an die eigenartige Schönheit seiner Fotoarbeit „Bilder über Landschaften“. Diese Rahmen, Türen, Bretter erinnern mich an das „Metaphysische Interieur“ von Giorgio de Chirico. Der verschlissene Wischlappen verweist auf die Art brut. Treppen und Zimmerdecken rufen Erinnerungen an die „unmöglichen Figuren“ von Maurits Cornelis Escher wach. Die Stecknadelköpfe aus dem Etui für das Nähzeug gleichen den Farbtropfen bei Miró. Und die Einweckgläser mit Pflaumen und Sauerkirschen bilden ein perfektes Pop-Art-Poster. Ich werde zweier hübscher Pastelltöne gewahr, eines blauen hier, eines rosafarbenen da; und dort, welche schöne Weißschattierungen! Und hier, diese Rhabarberscheiben auf der rotgemusterten Tischdecke: Das ist Japonismus der 1920er Jahre. Lauter Fotografien den Werken eines Marcel Duchamp oder eines René Magritte würdig! Dieser stumme und würdevolle Hofstaat begleitet die Königinmutter: Sämtliche Gegenstände sind mit ihr, neben ihr, um sie herum in Form von Diptychen und Triptychen ausgestellt. Sie sind die Untertanen dieser alten Dame, die über sie in diesem Haus geherrscht hat. Diese Gegenstände sind in doppelter Hinsicht tabu: Sie sind Spuren eines menschlichen Lebens, das der Mutter des Fotografen. Die behutsame Achtsamkeit, mit der Knut W. Maron sie erfasst und sie zur Reliquien werden lässt, hat ihren Grund: Es ist die

Bestandsaufnahme eines Lebens, das sich dem Ende zuneigt. Die dargestellten Gegenstände und die Zuneigung des Fotografen für die Mutter vermischen sich. Sie sind die letzten Getreuen der alten Dame. Man spürt das Unabwendbare in diesem Rückblick: Diese Gegenstände werden zusammen mit ihrer letzten Besitzerin dahinscheiden. Knut W. Maron bestattet sie gemeinsam, wie es Kelten und Ägypter einst taten. Die Königin, Königinmutter herrscht noch, aber regiert nicht mehr. Man sieht sie diese Gegenstände nicht mehr benutzen oder in der Hand halten: Sie bedient sich ihrer nicht mehr. Auf schmerzliche und zugleich bewunderungswürdige Weise wird hierbei deutlich: Kein Gegenstand, kein Besitz vermag den Tod zu verhindern; die Königin hat dies inzwischen verstanden. Sie hat sich offensichtlich von den all diesen Dingen bereits getrennt. Sie wird die riesigen Töpfe und Pfannen nie wieder benutzen, sie wird zweifellos jeden Gang in den Keller vermeiden, wird die Bücher aus der Bibliothek ganz sicher nicht noch einmal lesen. Daran wird der Sohn, so viel er auch fotografieren mag, nichts ändern können, und sie wissen das, alle beide. Die alte Dame lebt inmitten ihrer Gegenstände, neben ihnen, und gleichzeitig auf Distanz zu ihnen. Die Ränder der Bilderrahmen trennen sie von ihnen, bilden zeitliche Grenzen. Sie ist auf Abstand gegangen, sie nimmt Abschied. Aber noch brilliert sie: Diese Innenaufnahme könnte in Anlehnung an Jan Vermeer den Titel „Die Dame mit der Porzellantasse“ tragen, aber genau daneben lässt eine dunkle Kleiderschutzhülle bereits den Gedanken an einen Sarg aufkommen. Auf einem anderen Bild sitzt sie, gebeugt, den Kopf auf die Hand gestützt und sinnt nach, wie „Der Denker“ bei Rodin. Und hier auf diesem Bild erinnert sie mich mit ihrem noch vollen Haar an ein Fotoporträt von Ernestine Nadar, das ihr Mann 1890 aufnahm.

Der Fotograf beschränkt sich bei den Aufnahmen seiner Mutter auf die notwendigsten Gegenstände: eine Tasse, ein Glas, die Brille, etwas zum Schreiben, eine Wärmflasche. Und ihre Kleidung: Die Eleganz der alten Dame ist ihre letzte individuelle Handlung. Die Kleidung ist unser letzter Gebrauchsgegenstand, ein Mensch bleibt angekleidet bis zu seinem Tod.

Die alte Königin hat ihre Amtsgeschäfte übergeben, das Familienalbum ist auf den letzten Seiten angelangt. Der Sohn stellt das Alter der Mutter in den Vordergrund. Und dennoch ist das Wichtigste aufrechterhalten: Die alte Dame ist noch im Besitz ihrer Kräfte. Die gleiche Disziplin und Sorgfalt, mit der Madame Maron ihren Haushalt geführt und ihr Haus beherrscht hat, lässt sie bei sich selbst walten: Aufrecht, im dunkelroten Hausmantel über weißer Bluse trinkt sie ihren Tee aus einer eleganten Tasse. Im Hintergrund sind Mobiliar und ein Bild an der Wand zu sehen. Auf einem anderen Foto ist sie, ganz ohne Koketterie, mit schwarzer Augenbinde in einer geblühten Bluse unter einer Wolljacke abgebildet - eine mutige, in die Jahre gekommene Kriegerin. Die Mutter erhält einen neuen Status: Sie steht Modell. Es ist die letzte große Rolle dieser alten Dame, die sie annimmt, die sie sich vielleicht sogar herbeigesehnt hat. Sie hat diesen letzten gegenseitigen Liebesbeweis als solchen verstanden. Knut W. Maron huldigt seiner Mutter, die dahingehen wird, die inzwischen dahingegangen ist, ein letztes Mal.

Das Interesse an Privatem ist heutzutage groß. Man glaubt, dass die Privatsphäre glaubwürdiger ist als das öffentliche Leben, das in festen abgesteckten Bahnen verläuft und mit Gleichmacherei und Maskerade aufwartet. Fotografen der Privatsphäre greifen gern auf Polaroids zurück, um den unmittelbaren Charakter des Augenblicks festzuhalten. Knut W. Maron hingegen hat sich für Verfremdung, Bildscharfe und Komposition entschieden, um seine Hauptfigur abzulichten. Diese Porträts scheinen fern und nah zugleich. Es geht darum, zum Körper vorzudringen, denn er ist es, der altert, der im Sterben begriffen ist. Knut W. Maron gelingt dieses Unterfangen. Die Königin zeigt von Zeit zu Zeit ihre körperliche Schwäche: Wie auf dem Foto, auf dem sie vor schwarzem Hintergrund, mit dem Kopf auf dem Tisch über nicht erkennbaren Unterlagen und ihrem Tagebuch eingeschlafen ist, so als ob sie abgedankt hätte. Oder auf der offenen und gleichsam zurückhaltenden Aufnahme, die die Königin im Badezimmer zeigt, wie sie, mit einem schwarzen Rock und einer weißen Bluse bekleidet, erschöpft auf ihrem letzten Thron sitzt und ihre Kräfte

sammelt. Intime Einsichten müssen nicht zwangsläufig obszön, hässlich und schockierend sein. Im Gegenteil: Diese Fotos haben etwas Erhabenes an sich. Knut W. Maron zeigt ganz bewusst und auf realistische Art und Weise eine alte, aber dennoch würdevolle Frau. Ich bin sicher, dass diese alte Dame, die ich kennenlernen durfte, bis zuletzt, so gut sie es vermochte, ihre Eleganz, ihre zerbrechliche Weiblichkeit, ihren eindringlichen Blick und ihren klaren Verstand bewahrt hat. Lediglich das letzte Foto ist unscharf: Ungeachtet seiner üppigen fauvistischen Farbtöne und der behaglichen Helligkeit der Kissen kündigt es klar das Ende an. Man kann den Tod nur ungefähr erahnen.

Roland Barthes schreibt in einem Essay über die Fotografie: „Nun, eines Abends im November, kurze Zeit nach dem Tod meiner Mutter, sortierte ich Fotos.“ Die Fotos gaben ihm allerdings nicht das Wesen der geliebten Mutter wieder: „Ich erkannte sie immer nur stückchenweise, d. h. ich verfehlte ihr Wesen und demzufolge verfehlte ich sie völlig. Es war weder sie, noch war es jemand anderes.“ Unter all den vielen Fotos fand er schließlich seine Mama: „Und da entdeckte ich sie. Das Foto war sehr alt. (...) Meine Mutter war darauf fünf Jahre alt. (...). Ich beobachtete das kleine Mädchen auf dem Foto und fand endlich meine Mutter wieder.“ Dieses Foto hatte demnach „das Wesen“ seiner Mutter erfasst.

Ich selbst kann sagen, dass ich auf den Fotos vor mir ebenso „das Wesen“ von Frau Maron wiedererkannt habe. Aber Barthes stellte schnell fest, dass ein einziges Foto nicht genügte, um sich dem „Wesen seiner Mutter zu nähern“. Er durchschaute die Sache: Fotos erwecken den Anschein, sich der Wahrheit des Motivs anzunähern, und der Betrachter lässt sich mehr oder weniger freiwillig darauf ein. In Wirklichkeit erfasst das Objektiv andere Dinge als das Auge, und ein gutes Foto ist nicht wahrhaftiger als ein schlechtes. Das Wesentliche der Fotografie ist, so Barthes, die Tatsache, dass sie den Nachweis für die Existenz einer Sache oder Person erbringt. Die anderen Künste hingegen – Malerei, Literatur, oder Kino – können die Echtheit des Motivs nicht garantieren. Keiner der Meister der Renaissance hat die Jungfrau Maria oder Jesus Christus am Kreuz je mit eigenen Augen gesehen, sie stellen sie sich lediglich vor. Der Fotograf muss sich nichts vorstellen: Er hat sein Motiv stets vor sich, und erbringt auf diese Weise einen geheimnisvollen Nachweis für dessen Existenz. Fotografie hat etwas von einer polizeilichen Ermittlung.

Was wir in diesem Raum sehen, hat tatsächlich existiert: Diese Dinge und diese alte Dame gab es wirklich. Wir wissen, dass sie gelebt haben. Ungeachtet dessen wird in dieser sehr persönlichen Ausstellung nicht die geringste Spur von Nostalgie oder Bedauern spürbar. Knut W. Marons besitzt die Gabe, Dingen und Menschen eine Aura zu verleihen, die lange fortwirkt, wie das Licht, das uns auch heute noch von toten Gestirnen entgegen leuchtet.

Fußnote 1:

Sophie Calle widmete ihrer Mutter 2010 im Pariser „Palais de Tokyo“ eine Performance-Ausstellung. Sie schreibt darüber: „Als ich meine Kamera am Fußende des Bettes aufstellte, in dem sie im Sterben lag, rief sie: Endlich!“

Fußnote 2:

Barthes, "Die helle Kammer. Bemerkung zur Fotografie", Paris, Gallimard, 1979.

